Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 2. 4. 1939 | Nr. 14

Das Buch zum geselligen Vorlesen ...

Von Martin Luserke.

In der Kriegsgefangenschaft ist für einige von uns ein neues Verhältnis des Menschen zum Buch entstanden. Unter dem Druck ungewohnter Lebensumstände lebte der alte, einst volkstümliche Brauch wieder auf, Bücher der „schönen Literatur“ für das gesellige, mit Gespräch durchsetzte Vorlesen zu verwenden.

Wir lagen im Spätherbst zu 2000 Mann in einem riesigen Arsenalschuppen in einer südfranzösischen Stadt. Langgereihte Strohschütten auf dem Kopfsteinpflaster waren die Unterkunft. Mäntel und Decken gab es bis in den Winter hinein nicht. Von den 2000 Menschen lief Tag und Nacht die eine Hälfte immer umher, um sich warm zu machen. Ein unabläſſiges hallendes Schlürfen von benagelten Stiefeln lag in der Luft. Im Wachen wie im fiebrigen Schlaf war es ewig da, wie das eintönige, halbblöde Kreisen alles Grübelns um das eine Wort: gefangen.

Zuerst erwachte eine fast spukhafte Art geistiger Gegenwehr. Wenn es um sieben Uhr dunkel wurde, waren wir Zweitausend ohne Beleuchtung in der Halle eingesperrt, und das ewige Schurren der Stiefel wurde zum Dröhnen, das nun bis zum Morgen anhalten würde. Aber dann gab es keinen Franzosen mehr unter uns. In einer Ecke gab es eine lange Bretterbank, und dort entspann sich in der Finsternis an diesen Abenden eine seltsame Bekanntschaft zwischen lauter körperlosen Stimmen. Schwerblütige und grüblerische Aussprachen kamen in Gang, die oft leidenschaftlich aufflackerten. Alle Probleme wurden gewälzt.

Man lernte Stimmen lieben und hassen in dieser Finsternis. Nur durch den Klang fand man sich auf die merkwürdigste Art vor fremde Meinungen gestellt. Tagsüber ging man in der Stumpfheit der ersten Gefangenschaftswochen einsiedlerisch durch die graue Menge. Es war ein dumpfes Erstaunen, als man allmählich auch Menschen traf, zu deren Stimmen man im Finstern schon lange ein Verhältnis gehabt hatte.

Ein Vierteljahr später gab es schon Beleuchtung und Heimatpakete und eine Art Wildwesteinrichtung des Wohnens. In unserem aus den Paketpapieren gebauten „Goldgräberdorf“ wurden aber immer noch in kleinerem Kreise jene ersten Aussprachen aus der Zeit der Finsternis fortgesetzt. Aus ihnen entwickelte sich ein geregeltes Vorlesen. Wie vorher zur menschlichen Stimme, so entstand jetzt zu dem laut vorgelesenen Buch ein Verhältnis einer Innigkeit und Nähe, wie wir es bisher nicht gekannt hatten.

Freilich machten wir dabei auch die seltsame Erfahrung, daß das heutige „gute“ modische Buch, an dem man heute beim Selberlesen nichts Besonderes mehr findet, laut vorgelesen, plötzlich lebendig wurde.

Während des Jahrhunderts, in dem die Bücher billig, massenhaft verbreitet und jedermann zugänglich wurden, hat sich wohl auch der Stil in der „schönen“ Lietratur gewandelt. Noch in der Goetheschen Zeit schrieb der Erzähler ganz bewußt für das Vorlesen in „Zirkeln“. Heute muß er damit rechnen, daß sein Buch einen einzelnen einsamen Menschen fesseln muß. Gerade die besten Werke verlangen die tiefste Stille und ungestörte innere Weite des Aufnehmens. Und darum verlieren sie beim lauten Vorlesen, wenn nicht ein Meister liest.

Nun gibt es aber nicht nur einen Buchstil, sondern es gibt auch Stoffe, die beim geselligen, mit Gespräch durchsetzten Vorlesen, so wie es in den alten Zirkeln üblich war, viel leichter lebendig werden, als für einen Einzelleser. Die volkstümlichen Stoffe, Geschichte wie Sage, und vor allem — Lebensweisheit klingen erst richtig, wenn der Widerhall in einem Hörerkreise dazukommt. Statt an Dickenssche oder Jean Paulsche Romane, braucht man ja nur an die germanische Sagaliteratur zu denken. Was wir heute von ihnen in Buchausgaben besitzen, ist ja nur der alte Leitfaden für den Erzähler, der sie mündlich und mit Wechselgespräch durchsetzt vortrug.

Für uns Erzähler würde eine neuartige Anregung zum volkstümlichen Schreiben gegeben, wenn das Buch wieder auf's Neue als Vorlesebuch gebraucht würde. In der Jugend hat das heute schon begonnen. Durch ihre Organisationen werden Schicksalsgruppen gebildet, und das Vorlesebuch ist ein Weg zum Reichtum des Lebens in ihnen.

Das großartigste Beispiel dafür, daß der Brauch des lauten Vorlesens einen besonderen Stil hervorruft, ist die Lutherbibel. Dem Satzbau, dem Klang und der Wortauswahl ihrer Sprache hört man es an, daß sie hallen muß. Andere Beispiele für diesen Stil, sozusagen für die Anpassung der Sprache an das Lautwerden im kleineren Kreise, sind die sogenannten Kalendergeschichten, die von Johann Peter Hebel u. a. Die beim Vorlesen fast dramatisch wirkenden Romane von Dickens sind schon erwähnt. Die von Jean Paul verkörpern vielleicht schon allzu gekünstelte Teegeselligkeit. Hier soll ganz gewiß keine vollständige Auswahl aus der Literatur gegeben werden. Diese könnte nur das Volk selber vornehmen, wenn das gesellige Vorlesen wieder stärker aufkäme. Aus persönlicher Erfahrung mögen noch Wilhelm Raabe, Selma Lagerhöf und Fontane genannt werden.

Was den Stilunterschied hervorruft, ist, wohl vor allem das langsamere Tempo, mit dem ein Vorlesebuch an den Leser herankommt und vorbeizieht. Es verlangt eine große Wirklichkeitsnähe und Dichtheit — das, was man mit dem Kunstausdruck „epische Breite“ früher lobte und heute mit der leisen Besorgnis tadelt, ob auch nicht die Zeit des Lesers verschwendet werde. Das wiederum, was in dem für den einsamen Leser bestimmten Buch vorzüglich fesselt, die zur Einfühlung reizenden Aufschlüsse über einen persönlichen Lieblingshelden, „die Seelenzergliederung“, würde beim Vorlesebuch den ruhigen Anstand des Hörenden von den Vorgängen stören. Daß ein ruhiger Fluß im Satzbau selbstverständlich ist, leuchtet ein.

Unter den deutschen Büchern gibt es immer noch einen ganzen Schatz von Vorlesebüchern, aber er kann nur gehoben und zum lebendigen Besitz werden, wenn das Vorlesen wieder zum Brauch wird.

Ein Tag verging ...

Ein Tag geht wieder in den Abend ein.
Der weiten Wallfahrt trostvoll stilles Ende
erlöst die Stirne und die müden Hände.
Ich möchte endlich auch zu Hause sein -

Der erste lichte Stern der Abendstunde
hängt seine Lampe an den Bug der Welt.
daß sie ein Wort aus Menschenmunde,
ein gutes Wort, wie ein Gebet erhellt.

Wie Kinderspielzeug, giebelstolz im Schein
der leisen Lichter steht die alte Stadt.
Ein Tag verging. - Wer Heim und Heimat hat,
wird nun zu Hause sein.

Hans Pflug-Franken.

Das geistige Memel.

Das erste deutsche Rätsel im Memelland geformt — Blühende Theatertradition — Simon Dachs Festspiel „Sorbuisa“ — Argelander fordert „deutsche Weltraumkunde“ — Sudermann und die Litauer.

Von Fritz Ebers.

Auf einem der fünfzig Wickinger-Schwerter, die man mit köstlicher Goldarbeit versehen, im Memelland vor einigen Jahren ausgrub, steht das erste deutsche Rätsel, das wir kennen, eingegraben. Es lautet:

Wer ist der Hallende, der harte Gassen geht,
und ist sie schon früher gefahren?
mächtig küßt er mit den Munden zwei,
und geht stets nur auf Gold!

Nicht leicht ist dieses Rätsel zu erraten, und wenn wir nicht im Wielandlied ein ähnliches entdeckt hätten, wäre es wohl ein Rätsel geblieben. Die Lösung lautet nämlich: „Der Goldschmiedehammer“! Wir wollen aber jedenfalls daran erkennen, daß das Memelland schon im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung künstlerisch, wie geistig hochgebildele Germanen als Besucher, wenn nicht gar als Bewohner hatte.

So hat die nun wieder nördlichste Stadt Deutschlands: Memel, schon immer einen bedeutend starken Anteil an dem geistigen Leben gehabt. Eine uralte hundertfünfzigjährige deutsche Theaterkunst wird in dem 1759 erbauten, 1858 erneuerten und vor einigen Jahren noch einmal umgebauten Stadttheater noch heute geübt. Jahrzehntelange Direktionen — unter ihnen ragt eine wahre Dynastie des Memeler Theaters, die der Familie Morohn hervor — haben das Memeler Theater immer auf einem guten Durchschnitt erhalten können.

Memel hat aber auch in dem ehemaligen Konrektor der Königsberger Domschule, dem Professor der Dichtkunst am Hofe des Großen Kurfürsten, in Simon Dach, seinen Goethe! Dachs Vater war Dolmetscher der litauischen Sprache, und oftmals saß der kleine Simon dabei, wenn vornehme Kaufleute oder Adlige oder Gelehrte nach Memel kamen, um mit litauischen Händlern zu verhandeln. Da vermittelte Vater Dach die notwendige Verständigung.

Später machten Simon Dach seine Gedichte im Volksliederton schnell berühmt. Wir haben hier schon auf das reizende „Ännchen von Tharau“ hingewiesen und auf „Sei getrost, o meine Seele!“ Das waren Lieder, die aus einem Herzen quollen, das mit dem des Volkes eng verbunden war. übrigens hat Dach das „Ännchen von Tharau“ ursprünglich in einem memelländischen Platt geschrieben, und so zugleich einen wertvollen Beitrag zur Volkssprache geboten.

Was uns Simon Dach aber heute noch besonders interessant, wenn nicht gar „zeitgemäß“ macht, ist die Tatsache, daß er im Jahre 1644 zum hundertsten Jubiläum der Universität Königsberg ein Festspiel „Sorbuisa“ schrieb. Dieses als Dichtung wertlose Werk hat einen durchaus politischen Hintergrund. Durch fremde Völker ist Preußen — Sorbuisa = Borussia — bedrückt und geknechtet worden. Da stellt sich ein Deutscher an die Spitze der Verschwörung, die in Form einer geistigen Revolution die Feinde des Landes vertreibt!

Daß Memel auch der Geburtsort eines sehr bedeutender Astronomen ist, der sich Friedrich Wilhelm August Argelander nannte, ist noch weniger bekannt. Argelander wurde am 22. März 1799 in Memel geboren und starb als Direktor der Sternwarte in Bonn am 17. Dezember 1875. Er gehört zu den wenigen großen Gelehrten, die einen besonderen Wert auf die Verdeutschung aller wissenschaftlichen Ausdrücke legten. In einer Vorlesung in Helsingfors sagte er einmal: „Meine Herren, die Astronomie ist eine römische Wissenschaft, wir Germanen wollen sie aber als „Weltraumkunde“ bezeichnen!“

Christian Morgenstern.

Zu seinem 25. Todestag am 31. März 1939.

Von Dr. Herbert Leisegang.

Als Abkömmling einer alten Künstlerdynastie Münchener Landschaftsmaler hatte Christian Morgenstern die Überlieferung feinnerviger Geistigkeit gleichsam ererbt. Sie brachte ihn bereits in früher Jugend in Gegensatz mit einer Zeit, die sich nach den Gründerjahren des vorigen Jahrhunderts in flacher Selbstgenügsamkeit sonnte und über deren Ungeistigkeit am schärfsten Friedrich Nietzsche seine Schalen bitteren Zornes ausgoß. Er wurde denn auch der vergötterte Lehrer des jungen Morgenstern. Der Naturalismus hatte um diese Zeit seine ersten großen Werke hervorgebracht, die jener Geistesströmung lange Jahre die Herrschaft sicherten. Aber er offenbarte wie jede in erster Linie verstandesmäßig eingestellte Aufklärungszeit auch die Schattenseiten, daß er einseitig die Oberflächen und Vordergründe des menschlichen Daseins beleuchtete. Nietzsche und nach ihm der Neuromantiker Christian Morgenstern gewahrten schmerzlich die allmähliche Entmythisierung alles Lebens. Nietzsche führte einen lebenslangen Kampf gegen die „Veroberflächlichung“ aller geistigen Probleme. Er deutete wieder zurück auf die tragenden Grundfesten, er forschte leidenschaftlich nach dem irrationalen Sinn von Leben und Kultur, er sozialisierte die nach den Tagen der Romantik vereinsamten Begriffe von Mythos, Mystik und Symbol. Als Ergebnis erstand im „Zarathustra“ die erste moderne mythische Gestalt.

Die durch Nietzsche neu erweckte Geistigkeit verbindet sich bei Morgenstern mit einem formalistischen Talent, wie es in der deutschen Sprache selten auftritt. Wo fänden wir die Mühelosigkeit der pointierten Stimmungsbilder wieder, wo fänden wir jene bis aufs feinste nuancierten Halblichter, die Morgenstern so unnachahmlich, so grazil-ironisch- so geistreich-witzig aufsetzt?

„Wenn ich die Welt durchs Prisma meines Witzes
fallen lasse — wievielmal ihr Bild
gebrochen wird — oft weiß ich selbst es kaum.“

Unzählige unbekannte Schattierungen brechen sich in diesem Prisma. Und diese formale Gewandtheit war eine Göttergabe, war ihm in die Wiege gelegt. Er hat nicht darum ringen müssen wie etwa Liliencron, der sie glühend zu besitzen wünschte und sie trotzdem nie errang. Unter dem Zeichen dieses Talents steht Morgensterns erste Schaffensperiode, das ihn zum geistig überlegenen Ironiker macht. Als Phantast und Humorist tritt er zuerst hervor, als Vierundzwanzigjähriger mit dem „Zyklus“, als Sechsundzwanzigjähriger mit dem „Studentenscherze“ des „Horatius travestitus“. Schon hier läßt er aufhorchen, obwohl sein Humor noch allzu gezwungen und intellektualistisch klingt.

Dann gelingt ihm der große Wurf der „Galgenlieder“. Es folgen „Palmström“, „Palma Kunkel“, „Der Gingganz“, und plötzlich steht Morgenstern in der Reihe der Humoristen, welche die Linie über Wilhelm Busch ins Moderne fortsetzen. Er wird berühmt, obgleich ebenso oft halb oder falsch verstanden wie Busch. Man hörte nicht oder wollte nicht jenen schmerzlich resignierenden Unterton über die Zivilisation, über die fortschreitende Technisierung der modernen Welt heraushören, die sich von der ursprünglichen All-Seele, dem „Geheimnis“, immer mehr entfernte. Wie graziös, wie hauchzart diese Wehmut sich offenbart, zeigt etwa das köstliche Gedicht „Der Leu“:

Auf einem Wandkalenderblatt
Ein Leu sich abgebildet hat.
Er blickt dich an, bewegt und still,
Den ganzen 17. April.
Wodurch er zu erinnern liebt,
Daß es ihn immerhin noch gibt.

Es ist bezeichnend für seine schwermütige Grundveranlagung — ein Zug, den Morgenstern mit Wilhelm Busch gemein hat —, daß er auf der Höhe seines Ruhmes die Bahnen der grotesk-komischen Kunst verläßt und sich ernsten Schaffensgebieten zuwendet. Ein unheilbares Leiden, die Schwindsucht, läßt Morgenstern ein frühes Ende vorausahnen. Das nahe Gesicht des Todes, das den späten Nietzsche nur für wenige Stunden am Tag die Feder aus der Hand legen ließ, hat auch Morgenstern früher seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt, da er verurteilt war, sich immer „sagen zu müssen, daß man zwischen Fünfunddreißig und Fünfundvierzig zu erledigen hat, was man zwischen Fünfundvierzig und Sechzig hätte sollen erledigen können“. Die wundervollen Gedichtbände „Einkehr“, „Melancholie“, „Wir fanden einen Pfad“, die Nachlaßbände „Stufen“ legen Zeugnis ab von einer dichterschen Verklärtheit, die aus den tiefsten Gründen der Mystik geboren ist. Lieder entstehen voll überschatteteer Melancholie, Lieder, die von Sehnsucht, Tod und dunkler, schwerer Ahnung singen, Verse, durch die so gläsern hell der unermeßliche Grund einer reinen großen Seele durchschimmert, wie sie seit den Zeiten der Mystiker nicht mehr vernommen wurden.

Hier wohnt der echte Morgenstern, dessen übermächtiges Gefühl keinen anderen Sinn hat als „den der fremden, dunklen Macht, die drunten in der Tiefe wohnt“. Dort hinter den sinnlichen Erscheinungen, im dunklen Schoß des Grenzenlosen, findet sich Natur und Kreatur wieder zur Einheit, die ihm die zivilisatorische Welt längst zerschlagen hatte. Der religiöse Drang erfaßt ihn immer stärker, ein Christus-Zyklus entströmt seinem Munde in immer quellenderen, verzückteren, ekstatischeren Hymnen. Als er, kaum vierzigjährig, seinem grausamen Leiden erliegt, da sind seine Jünger, die in ungläubiger Zeit an seinen weltfernen Versen Trost und Erquickung finden, schon zu einer bedeutenden Gemeinde angewachsen. Morgenstern aber, der Gottsucher, dessen Sehnsucht im Irdischen nicht mehr verankert war, hat Tod und Wiedergeburt bereits in vergeistigter Schau erlebt, er grüßt den Tod als Anfang seines wahren Lebens:

Wer Lebendiges will versteh'n,
Muß ins Land des Todes geh'n.

Argelander hat besonders in der Feststellung der Helligkeit der Sterne eine bis heute nicht übertroffene Sicherheit bewiesen und sein „Atlas des nordischen gestirnten Himmels“ ist ein Werk für jedermann.

Nun ragt aber auch der lebendige Schatten eines anderen großen Memelländers bis in unsere Zeit hinein, der noch durch viele Erinnerungen mancher seiner Freunde und Bekannten geht: Hermann Sudermann. Der Dichter wurde am 30. September 1857 auf dem Gute Matzicken bei Heydekrug als ältester Sohn des Brauereipächters Johann Sudermann geboren. Die Familie des Vaters entstammte holländischen Einwanderern, die seit über zweihundert Jahren auf bäuerlichen Höfen des Memellandes saßen. Wer hat nicht in den letzten Monaten seinen „Katzensteg“ im Film gesehen oder seinen tiefgründigen Roman „Frau Sorge“ gelesen? Aber wer kennt wirklich seine schönsten Erzählungen „Litauische Geschichten“ und das Bilderbuch meiner Jugend“? Um dieser beiden Bücher wegen, wird Sudermann in unserer deutschen Literatur nie untergehen.

Diese Schilderungen des Memellandes tragen den Stempel höster Meisterschaft an sich. Wir erinnern an die „Reise nach Tilsit“, an “Die Magd“, die als Tochter eines litauischen Besitzers in deutschen Dienst gedrängt wird. Wer die litauischen Lebenskreise kennen lernen will, der lese diese Geschichte.

Aber auch in seinen Theaterstücken, die im Stil und in der Auffassung der Probleme weit hinter uns liegen, bricht oftmals die freie Ungebundenheit des Memelländers durch, wenn er in dem Märchen von den „Drei Reiherfedern“ den Helden sagen läßt:

„Zwischen Schuld und Rache, zwischen Unrecht und Recht,
zwischen Haß und Liebe und gut und schlecht,
zwischen Triebsand und Meer, zwischen Sumpf und Gestein,
zwischen Raubtierkrallen und Totengebein,
zwischen Lust und Gesetz, zwischen Acker und Furch'
da geht ein ganzer Mann — — — querdurch!“

Unsere Namen / Ihre Herkunft und Bedeutung.

Von **Hellmuth Wessolowski.**

Ein Geschlecht soll auf seinen Namen, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht.

Jakob Grimm.

VI. Der slawische Anteil bei der Bildung deutscher Sippennamen.

II.

Die Art, in der die Beilegung polnischer Namen vor sich ging, war sehr verschieden. Von der Willkür des Lokators, der den Eigennamen des Kolonisten polonisierte, über den Druck der Umgebung bis zur Anwendung behördlichen Zwanges polnischerseits; von der Gleichgültigkeit gegenüber dem Beinamen über eine gewisse Modesucht bis zur freiwilligen Übernahme deutscherseits ging der Weg der Namenpolonisierung jener Zeit. Schon in den Namenreihen der ersten Kolonisten fallen uns starke Einflüsse des Polentums auf. Auch die Eigennamen blieben nicht ganz frei von fremden Beimengungen. Namen wie Hanczko, Franczko, Benco, Niczko zeigen deutlich fremden Einfluß. Nicht selten sind auch polnische Koseformen der Heiligennamen bei den deutschen Siedlern. Rein polnische Eigennamen dagegen finden sich wenig.

So sehr die Sippennamen der Verpolung ausgesetzt waren, die Eigennamen erhielten sich oft als einziges Merkmal der deutschen Herkunft, oft in rein deutscher Form, noch viele Generationen hindurch. Prochaska stellt fest, daß es „ein charakteristisches Moment ist, daß immer eines der Geschwister einen westlichen Namen trägt. Neben Hryćko, Staśko, treffen wir in jedem dieser Geschlechter einen Hermann, Dietrich, Niklas usw. Offensichtlich pflegen sie im Familienkreise eifrig ihre westliche Tradition“.

Mit dem Wachsen der sozialen, wirtschaftlichen und auch politischen Bedeutung des deutschen Elementes im Polnischen Staate jener Zeit, wurde auch der Übergang zum Polentum immer stärker. Als Grund hierfür läßt sich erkennen:

1. der Übergang deutscher Bürger in den Adelsstand,
2. der Übergang deutscher Bürger in die Geistlichkeit,
3. die deutschfeindliche Strömung und zwangsweise Verpolung, besonders in Westpreußen nach 1410,
4. der polonisierende Einfluß der Umgebung.

Ungeheuer groß ist die Zahl derjenigen Bürger, die mit den verschiedensten Mitteln sich Eingang in den niederen und hohen polnischen Adel zu verschaffen wußten. Begünstigt durch eine gute und hohe Bildung, die oft diejenige des polnischen Adels weit überragte, durch den oft unermeßlichen wirtschaftlichen und damit verbundenen politischen Einfluß, war es dem deutschen Bürger nicht allzuschwer, den Adel zu erkaufen. Es war fast selbstverständlich, daß man dabei seinen deutschen Namen aufgab und einen polnischen wählte. Ja, man ging so weit, daß man seine deutsche Abstammung durch die Aufstellung erfundener polnischer Ahnenreihen zu verdunkeln und zu verleumden suchte. Über ein Drittel des gesamten polnischen Adels ist nachweislich deutscher bürgerlicher Abstammung (nach Dlugosch) und der Rest hat durch Einheirat in die mächtigen und finanzgewaltigen deutschen Bürgerfamilien ein groß Teil deutschen Blutes in sich aufgenommen.

War bis kurz nach 1410 die Geistlichkeit der katholischen Kirche in Polen fast rein deutsch, so machte sich von hier das Anwachsen polnischer Kräfte bemerkbar. Dieses blieb nicht ohne Rückwirkung auf die völkische Haltung der deutschen Geistlichkeit. Vor allem aber schuf man mit der polonisierten Kirche ein einflußreiches und wirksames Werkzeug der Entdeutschung. Mit ihrer Hilfe gelang es, den ohnehin geschwächten deutschen Mittel- und Bauernstand gänzlich in das polnische Lager zu drängen.

Die deutschfeindliche Strömung, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon einsetzte und schließlich nach der Niederwerfung des deutschen Ritterordens 1410 sich besonders in Westpreußen in zwangsweisen Maßnahmen zur Entdeutschung äußerte, wurde mit am stärksten von der Geistlichkeit und der Kirche angefacht und getragen. Diesem Druck mußte das Deutschtum mehr und mehr weichen, um schließlich gänzlich in der volksfremden Umgebung aufzugehen.

Im breiten Lande aber war es wohl mit der polonisierende Einfluß der Umgebung, der das deutsche Element immer mehr schwächte. Als gar die herrschende deutsche Bürgerschicht im polnischen Adel und der Geistlichkeit aufging, war der deutsche Handwerker und Bauer vollkommen den gegnerischen Angriffen preisgegeben und mußte ihnen schließlich unterliegen. Der Zustrom frischer Kräfte aus der alten Heimat war längst versiegt.

Fragen wir nun, wie sich diese, für die deutsche Ostkolonisation so bedeutsame und tragische Entwicklung auf das Namenbild auswirkte, so zeigt sich für die Namenwandlung folgendes:

1. Dem erkennbaren deutschen Namenstamm wurde ein polnisches Anhängsel gegeben.

In diesem Falle glaubte man genug zu tun, wenn man dem deutschen Namen eine polnische Endung gab oder eine deutsche Endung polnisch wandelte. Aus —au wird —ów, —e wird zu —a, —er: —ar, —ke: —ki oder —ka. Die eingedeutschten slawischen Endungen —ske und —itz, wandeln sich wieder in —ski und —wicz.

Die Änderung erfolgte aber nicht erst, als das Deutschtum sich offensichtlich im Polentum auflöste. Schon in den ersten Anfängen der deutschen Einwanderung war es Gewohnheit, die deutschen Namen polnisch zu schreiben. Es war üblich, daß „die von Polen geführten Bücher der Grodgerichte fast niemals den deutschen Namen so angaben, wie er in Wirklichkeit lautete, sondern ihn immer umzuändern suchten. Den Sohn eines Ber nannten sie Berowicz, Fogelweser — Fogelwederowicz, Betman — Zaifretowicz, Kromer — Kramarz“. (Ptaśnik.)

Auch der Familienstand wurde durch ein Anhängsel gekennzeichnet. —owa, —ewa bezeichnet die Frau; —anka, —ewna, —ówna, ein unverheiratetes Mädchen. Die Endung —ewicz und —owicz kennzeichnet den männlichen Nachkommen. —óstwo das Ehepaar und die Endung —ski ist Abstammungs- oder Herkunftsendung. Das Anhängsel —ek ist sehr beliebt und bezeichnet als Verkleinerungsform den männlichen Nachkommen. Striczek ist also der (kleine) Sohn des Stricz (Strietz). Namen zu 1. sind: Hanuschów, Giza, Lemka, Stanka, Wilda, Wiza, Gemza; Bech—a, Born—a, Kalen—a, Matern—a; Kelar, Kindlar, Milnar, Melnar, Szyndlar, Zelar; Solgacz, Formacz, Bachacz, Goldacz; Clinkwicz, Kythlycz, Propicz, Pretwicz, Kemlicz, Nicz, Tycz; Bauer—owicz, Szmyt—kiewicz, Faust—owicz, Fuhrman—owicz, Affelt—owicz; Fegler—ski, Henzel—ewski, Brojer—ski, Gerlach—owski, Weyner—owksi, Fligier—ski.

2. Die in der Klangform dem polnischen verwandten Namen werden in polnischer Schreibweise übernommen.

Hier kann man die deutsche Herkunft der Namen kaum erkennen. Es erfordert oft erst eingehende Forschung, bis man festgestellt hat, ob es sich um einen Namen deutscher oder polnischer Herkunft handelt. So bei den Namen Rola, Żak, Pal, Róg, Kłos, Prus, Król, Dymek und Bem, die in der deutschen Form: Rolle, Sack, Pahl, Ruck, Kloß, Preuß, Kroll, Dümke, Böhm lauten. Namenverzerrungen verdeutlichen uns folgende Beispiele: Meltzer = Melczar — Melcarek; Schwarz = Sworcz — Swyrcz — Śwircz — Świercz; Wilhelm = Willusch — Wiluś; Peltz = Pelc — Pelcz — Pelcz — Pelczynski.

3. Der Name wird wortgetreu, oft in falscher Deutung, übersetzt.

Die Übersetzung deutscher Namen in das Polnische findet sich schon sehr früh. Hier stellte man allerdings die Übersetzung immer noch hinter den deutschen Namen: Hewrecher = Siennik, Gutteter = Dobrodziejski, Nachtigall = Słowik, Fogel = Ptak. Mit der Erstarkung des polnischen Einflusses schwanden die deutschen Namen. An ihre Stelle trat die polnische Bezeichnung und wurde schließlich auch zum Sippennamen. Noch aber war der polnische Name nicht das Merkmal des vollzogenen völkischen Wandels. Es mag oft so gewesen sein, daß der Namensträger kaum ein Wort polnisch und darum auch nicht seinen Namen verstand. Später wurde die Übersetzung der Namen allgemein, wobei Mißdeutungen nicht selten waren: Groß = Wielgosz, Weiß = Biały, Rademacher = Kołodziejski, Kesselschmidt = Kotlarski, Lang = Długosch, Unfried = Niezgoda, Wolf = Wilk — Wilczek. Mißdeutungen: Will = Dzikowski (d. Wilde), Rohloff = Surowiecki (d. Rohde). Der Schöpfer des Altargemäldes in der Stephanskirche zu Krakau, der Nürnberger Maler Peter Wunderlich, wird in den polnischen Urkunden seiner Zeit in wortgetreuer Übersetzung Dziwak genannt. Der Krakauer Maler Kerner, Sohn eines Krakauer deutschen Bürgers, nennt sich Ziarnko. Diese Beispiele lassen sich weiter fortführen.

4. Polnische Necknamen oder Berufsbezeichnungen verdrängen die deutschen Namen und werden erbliche Sippennamen.

Ein gut Teil unter 3. genannten Namen mag daher stammen, daß schon früh dem deutschen Kolonisten die polnische Berufsbezeichnung beigefügt wurde. Durch den häufigen Gebrauch wurde sie schließlich zum Sippennamen. So wird 1468 in Busk genannt ein Clemens bagner (Bogenmacher). 1483 heißt ein Bogner Paulus Strzelycz neben einem Petir Baygner (1485).

Seinen ganzen beißenden Spott, aber auch würzigen Humor, legte der deutsche Bürger in die Necknamen, von denen uns eine ganze Anzahl erhalten sind. Gewiß wird ein Großteil dieser Namen den Deutschen durch Polen angehängt worden sein. Aber so wie es heute oft der Fall ist, werden diese Necknamen auch aus deutschem Munde hervorgegangen sein. Dafür spricht die manchmal überaus falsche Schreibweise dieser Namen.

Von besonderer Bedeutung war gewiß auch die zunftgesetzlich geregelte Sitte, den Mitgliedern Necknamen zu geben. Waren diese auch zunächst deutsch, so kamen später doch immer mehr polnische Namen auf, die die deutschen Beinamen verdrängten und an ihre Stelle traten.

„In diesen Necknamen sind eine Menge deutscher Namen untergegangen“, urteilt Syganski und die Forscherin Charewiczówna sagt: „Jene Necknamen lauten verschieden und die Namen der Lemberger Bürger Kapinos, Piszczymucha, Nierychły, Pokora, Przychylny, Sobiemądry, sind nichts anderes als solche zünftigen Spottnamen, die besonders bei den Fremdstämmigen die Familiennamen verdrängten und ersetzten und nicht nur in den Zunft-, sondern auch Rechtsangelegenheiten die allgemein anerkannten Namen der Handwerker wurden.“

Bei Lück finden wir noch folgende Namen: Zelaznyglowa, Nawrocidupa, Kozynoga, Kolibaba, Porzucideka, Suchipytanek, Golanka, Swiniaglowa, Twardochleb, Darmopich, Cranczybroda. Sie verraten in ihrem schlechten Polnisch deutlich ihre Herkunft aus deutschem Munde. In ihrer Derbheit und Ungebundenheit sind sie kaum zu übersetzen, zeigen uns aber den mittelalterlichen Menschen in seiner ganzen offenen und geraden Art.

In welcher Art die Polonisierung der Namen vor sich ging, zeigen nachstehende Beispiele bei Lück: 1448 lebte in Pitulice ein Rewchmerten (der reiche Martin), der auch als „Martin gen. Bogathy“ erscheint. In Przemysl wird der deutsche Übername Theywel in Dyabel und Dyablowicz gewandelt. (Niclos Dyablowicz; Nykil faber dictus dyabel.) Ein anderer schreibt sich „hannus textor dictus Prochniczynski“ und das „Swynchen“ wird zu „Swenka“ und schließlich „Swinka“.

5. Der Herkunfts-, Besitz- oder ein Wahlname wird als Sippenname angenommen.

Mit Vorliebe wählte der im polnischen Adel aufgehende deutsche Bürger als neuen Sippennamen die Ortsbezeichnung seines Landsitzes. So nannte sich der Edelmann Friedrich von Meißen, der für Kriegsverdienste das Dorf Jaćmierz erhielt, hinfort nur noch Jacimierski. Der Bürger Spitimer nach Übernahme des Gutes Tarnow: von Tarnowski; eine andere Linie desselben Geschlechtes: Mielsztynski. Johannes Klosman: Siennicki. Heinrich Howsteter-Balice: Balicki. Guncerz Primus: von Jaskamanice. Nur die durch viele Geschlechter hindurch vorkommenden deutschen Eigennamen erinnern noch an die deutsche Herkunft dieser und vieler anderer Adelsgeschlechter. Der Sippenname blieb polnisch.

In Westpreußen ging nach dem Zusammenbruch des Ordensstaates und der Eingliederung des Landes in den Polnischen Staat fast der gesamte deutsche Adel im Polentum auf. Dr. Körner führt u. v. a. folgende Geschlechter an, die unter Annahme der Bezeichnung ihres Landsitzes als Sippennamen, dem Deutschtum verloren gingen:

von Domarus-Cosnitz/Karthaus: Kosnicki,
von Rützen-Kositzkau: Kożyczkowski,
von Platen-Liniewo/Berent: Lniski,
von Oppeln-Bronkowo: Bronikowski,
von Gleißen-Dorengowo/Konitz: Doręgowski,
von Hauffe-Gromadzino: Gromadzinski,
von Lehwald-Jeziorki/Konitz: Jezierski,
von Bontzendorf-Kensau/Tuchel: Kensowski.

Hierzu bemerkt er folgendes: „Fast der gesamte Adel des westpreußischen Gebiets ist im Laufe der Zeit polonisiert worden. Seine Nachkommen, insbesondere diejenigen der angesiedelten Söldner, leben zum Teil in den untersten sozialen Schichten noch jetzt in Westprußen.“

Aufschlußreich für die Namenwandlung sind auch die Ortsbenennungen im früheren Siedlungsgebiet. Lassen sie doch den Gründer oder Besitzer des Ortes mehr oder weniger erkennen. Hierzu zählen: Dzieczmarowo — Dietmar/sdorf, Dzietrzychowice — Dierich/sdorf, Kurnatowice — Konrad/sdorf, Zebrzydowice — Seifried/sdorf, Burardow — Burkard/sdorf. Wer vermutet aber in dem Worte Czempin den deutschen Namen des Ortsgründers: Czump?

Häufig finden sich auch Namen, die als Herkunftbezeichnungen zu Sippennamen wurden. Stand vor ihnen zunächst noch ein „de“ oder „von“, so schwand dieser Zusatz in den meisten Fällen und es blieb die polnische Ortsbezeichnung als Sippenname stehen, wie wir es bei Czanak, Dynowski, Felsztynski, Gleiwicz, Kamencz u. a. feststellen können.

Eine Unzahl deutscher Namen aber schwand, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen. Durch Zufall stößt man im Verlauf der Sippenforschung einmal darauf, daß die Sippe Markowski einen Engelhardt zum Stammvater hat; die Gromek von einem Fylheyer (Feilhauer) und die Guź von einem Felkel abstammen.

Mag bei der Polonisierung der vielen Tausende deutscher Menschen im mittelalterlichen Polen zu einem gut Teil äußerer Zwang mitgesprochen haben. Angesichts der Bedeutung aber, den der deutsche Siedler jener Zeit sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens errungen hatte, läßt sich nicht leugnen, daß dieses Aufgehen in der fremden Umgebung nur zu oft eine freiwillige Selbstaufgabe war. Die Hartknoch'sche Chronik „Altes und neues Preußen“ von 1648 berichtet:

„So weit ist es gekommen, daß, obgleich noch viel von den alten teutschen Geschlechtern in Lande seyn, man dieselbe nunmehro weder auß den äußerlichen Sitten, Kleidung und Sprachen, noch aus dem Namen von den andern polnischen Geschlechtern unterscheiden kann. Denn wenn sich jedes Land nach seines Herren Sitten richtet, so auch in diesem Pohlnischen Preußen die Ritterschaft meistentheils pohlnische Kleidung, Sprachen und Nahmen angenommen. Exempelweise etwas anzuführen, so hat Stolinski vormals geheißen von Kalkstein, Zakrzewski und auch Wipcinski — von Felden, Trzcinski — von Canden, Goluchowski — von Gluchaw, Bonkowski — von Nostiz, Elzanowski — von Elsenau, Kanarski — von Schleiwiz, Krokowski — von Krokau, Dombrowski — von Damerau, Powalski — von Lechwald, Pleminski — von Schaffenburg, Dorpowski — von Dorpusch, Prebendorwski — von Prevendau. Die von Konopat werden Conopacki genannt. Aus Polen kam unter Sigismund III. (1587—1632) Johannes Zawadzki nach Preußen, ein Geschlecht, das vor Zeiten in Deutschland den Namen Bieberstein führte.“

Wenn man aber glaubt, daß die äußerliche Angleichung an die nun einmal vorhanden gewesenen Verhältnisse, das Wesen des Menschen nicht berührte, so widerspricht dem einmal die geschichtliche Erfahrung der tatsächlichen vollständigen Entdeutschung jener deutschen Siedler, und zum andern auch das Urteil des polnischen Gelehrten Brückner, der ihnen ein treffendes Geleitwort in das Stammbuch schreibt:

„Sie hatten sich der neuen Umgebung assimiliert und waren schließlich völlig zerschmolzen. — Nur in den städtischen Ordnungen und Rechten, an den alten gotischen Bauten, in den Eigennamen erinnerte alles an den fremden Ursprung. Aber die einst Deutschen, die sich im 16. Jahrhundert nur noch als Polen fühlten, hatten bei ihrer Häutung die Vorzüge ihrer Rasse verloren und von den Polen nur deren Schwächen übernommen. Der Fleiß, die Ausdauer, die Ordnungsliebe, durch welche diese Städte einst groß, schön und reich geworden waren, gingen ganz verloren, und von den Polen erwarb man nicht ihr Unabhängigkeitsgefühl, ihre Beweglichkeit und Gewandtheit, sondern nur ihre Sorglosigkeit, Gemächlichkeit und Genußsucht. Die Folgen waren, daß die Städte sich nicht in die neuen, ungünstigen Verhältnisse zu fügen wußten, daß sie sanken und verarmten und, statt ihre letzten Kräfte zu Widerstand und Rettung zu vereinigen, alle getrennt ihren erschrecklichen Niedergang nur zu bejammern, nicht aufzuhalten wußten.“

(Fortsetzung folgt.)